

Sommerlicher Klettgau

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / hrsg. von der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen auf das Jahr ...**

Band (Jahr): **8 (1956)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Sommerlicher Klettgau

Im uralten Kulturland Klettgau reift das Korn. Golden flimmern schon die Grannen der Gerste, so blond und licht wie die Zöpfe der jungen Mädchen, die als Nachkömmlinge der alemannischen Landnehmer noch da und dort in unsern Dörfern leben. Und die blauen Blüten der schmalen Flachsstreifen zwischen den großen Getreideäckern wetteifern mit der Himmelsfarbe ihrer jungen Augen. Auch die Weizenfelder reifen kräftig dem Schnitt entgegen; denn schon wechseln ihre grünen Halme hinüber in ein falbes Gelb, während über den Hafersaaten eher ein gräulicher Metallglanz liegt. Also trägt unsere gute Mutter Erde gleichsam Gold und Silber auf ihrem Scheitel wie die Prinzessin im Märchen, und diesem zwiefachen Reichtum verdankt der Klettgauer Bauer ein hübsches Teil seiner berühmten Hablichkeit. Den größten klingenden Segen allerdings holt er in der ausgedehnten Weinbergzone, die sich in peinlicher Sauberkeit über die letzten Ausläufer des Randenufes und über alle Südhalden der Moränenhügel zwischen Wilchingen und Osterfingen erstreckt.

Eine ebenso üppige wie gebändigte Schönheit hält in diesen Vorerntetagen die fruchtbare Landschaft gefangen — Ackerkultur im wahrsten Sinne des Wortes. Die ursprüngliche Natur kommt in diesem gepflegten Gebilde kaum mehr zum Worte. Keine Hecken, keine Feldgebüsche werfen idyllische Oasen in das grüngelbe Würfeltuch der imposanten Flur. Keine romantischen Bäche murmeln mehr, keine lauschigen Fußpfade ziehen sich heute noch querfeldein durch wogende Getreidefluten. Der Geometer hat mit Maßstab und Winkel das Antlitz dieser Landschaft nach seinem mathematischen Schönheitssinn geformt. Ueberall herrscht die strenge Gerade vor, im Straßen- und im Ackerbild sowohl als in der starren Linienführung der neu meliorierten Riesenbäche, die wie zum Hohne auch in diesem wasserreichen Sommer beinahe kein Wasser führen. Da und dort wurde freilich der schüchterne Versuch gemacht, die kahlen Ufer dieser häßlichen «Millionenbäche» zu bepflanzen. Auch das Wiesenbild hat sich grundlegend verändert, seit Hunderte und Tausende von unterirdischen Röhren die letzte Feuchtigkeit zusammenraffen. Verschwunden ist der holde Flor der großsternigen Vergißmeinnichte, Federnelken und Glockenblumen; denn die Kunstwiesen tragen nur Kleesorten und Gräser. Die lieben alten Feldblumen sehen sich an Wegränder und Böschungen verbannt. Sogar der üppig wuchernde Mohn muß sich mit dem Saum der Saatfelder begnügen, weil die moderne Landwirtschaft kein Unkraut mehr im Ackerinnern duldet.

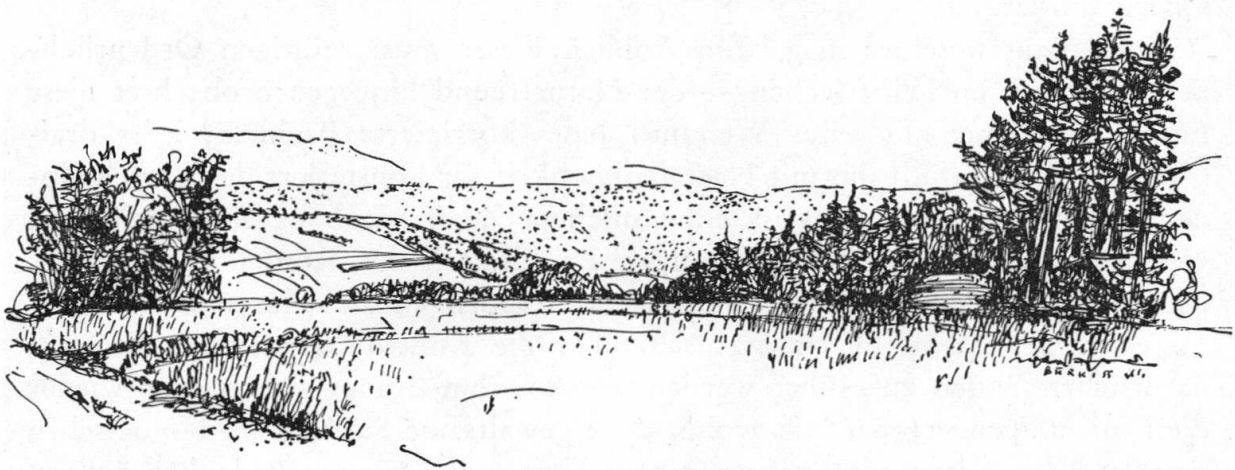
Dem Bauern selber mag beim Anblick dieser mustergültigen Ordentlichkeit das Herz im Leibe lachen — der Naturfreund hingegen beobachtet diese Entwicklung nur mit leiser Wehmut. Jedes korrigierte Bächlein, jedes drainierte Riedlein erfüllt ihn mit Nachdenklichkeit. Er konstatiert das Verschwinden vieler Vogelarten, das in unheimlichem Zusammenhang steht mit dem Ueberhandnehmen der Schädlingsplage. Er schüttelt den Kopf über die ungeheuren Giftströme, die aus gewaltigen Motorspritzen auf Fluren und Baumgärten niederrieseln. Er entsetzt sich über die Kunstdüngermassen, die dem natürlichen Boden zugeführt werden müssen. Ihm drängt sich immer wieder die beunruhigende Frage auf, wohin diese gewaltsame Störung im biologischen Kreislauf der Natur noch führen möge. Aber wenn er seine Bedenken äußert, wird ihm von allen Seiten klargemacht, daß das Rad der Zeit sich nicht mehr zurückdrehen lasse, daß heute das Werk der Melioration so notwendig wäre wie vor hundert Jahren der Abschied von der Dreifelderwirtschaft. Er steht mit seiner idealistischen Auffassung vom «Gleichgewicht in der Natur» ziemlich einsam dem mächtigen Nützlichkeitsstandpunkt der modernen Landkultur gegenüber, und bei der Schwäche seiner ethischen Position verhallt jede seiner Mahnungen im Winde.

Damit haben wir Idealisten uns abzufinden. Es bleibt uns nichts übrig, als

unser Denken umzustellen. Und wenn wir guten Willens sind, weniger mit dem Herzen als mit dem Verstande zu denken, dann können wir auch nicht blind und taub sein gegen die Vorzüge der Melioration, die unserm Brot- und Weinland ganz neue Existenzmöglichkeiten verschafft. Und so lernen wir allmählich mit neuen Augen schauen und begreifen, daß auch eine kultivierte Natur ihre eigentümliche Schönheit hat. Noch immer bleibt uns ja die Zuflucht in die unzivilisierte Herrlichkeit unserer romantischen Laubholzwälder! Wenn wir in das wilde Antlitz der fessellosen Natur blicken wollen, dann brauchen wir uns ja nur zurückzuziehen in die verwahrlosten Buschbestände der sogenannten Trockenhalden, in denen sich keines Försters Arbeit lohnt.



Kehren wir dann mit Flechten im Haar, mit Dreiangeln in den Kleidern, mit zerkratzten Gliedern und mit «Holzböcken» in den Waden aus dem heimatlichen Maquis in die Kulturzone zurück, dann gehen uns wohl von selber die Augen auf über die Herrlichkeit des gepflegten Ackerlandes, die so recht im Aspekt des Dichterwortes steht: «Und wie ein Garten ist das Land zu schauen». Und eines vor allem macht den Uebergang von der ursprünglichen in die gezähmte Landschaft leicht: die Empfindung, daß der Gartencharakter des Klettgaues von der Natur selber vorgezeichnet ist. Die weiten Ebenen zwischen den einzelnen Dörfern, die große und ruhevollere Bewegung der das Tal



umrahmenden Randgebirge verbinden sich vollkommen harmonisch mit dem Rhythmus der gewaltigen Ackerflächen. Sie schenken die Impression eines offenen Raumes, der glücklicherweise nicht wie im Thurgau durch ein Heer von Baumkronen eingeengt wird. Unsere Obstbäume scharen sich geschlossen um die roten Dächer der Siedelungen; und zwischen den einzelnen Ortschaften liegt das Gelände frei unter dem hochgespannten Sommerhimmel. Und nie wirkt die Weite dieser epischen Bodengliederung feierlicher als gerade in den kurzen Wochen vor Erntebeginn, in der Reifezeit des heiligen Brotes. Eine vornehme

Stille waltet überall. Saaten und Hackfruchtfelder sind bereits gespritzt, das Unkraut ist gejätet. Bis zum Erntebeginn wird kein Menschen- und Maschinenlärm diese wundervolle Ruhe stören. Nur drüben, in den Erdbeerplantagen von Hallau, geht es lauter her und zu; denn Rücken an Rücken kauern hier die Beerenfrauen zwischen den dunkelgrünen Rabatten und pflücken mit Bienenfleiß die roten Früchte in ihre Körbe. Und während der ganzen Sommerzeit steigt aus dem Hochkamin ein grauer Rauch, und süße Düfte entströmen den weitgeöffneten Fenstern der Riesenküche mit den brodelnden Konfitüremassen.



Die Dörfer aber wirken tagsüber in diesen Julitagen wie ausgestorben. Die grünen Läden sind vor die Fenster gezogen, die Haustüren verschlossen. Die Bewohner der stattlichen Bauernhäuser haben sich in die entfernten Weinberge verflüchtigt, wo die Arbeit kein Ende nehmen will. Die Männer spritzen die blau-grüne Bordeauxbrühe über die Weinstöcke, die Frauen binden die rasch wachsenden Schosse an die Stecken und brechen die wilden Triebe aus. Kein fröhliches Reden, kein lustiges Singen ertönt bei diesem stillen Werk. Die brennende Glut der hohen Sommertage legt sich lähmend auf die dürstende Zunge, und alle Munterkeit wird auf die heitere Zeit der Weinernte aufgespart.

Abends sieht man diese nimmermüden Rebfrauen dann in langen Velokolonnen in die Dörfer zurückkehren, und für die Dauer einer kurzen Stunde zwischen Sonnenuntergang und Dämmerung herrscht auf den breiten Landstraßen ein reger Betrieb. Dann nimmt die sinkende Nacht diese abendliche Unruhe rasch hinweg, und stiller und stiller wird die weite ländliche Welt. Alle Farben verglühn. Nur die hohe und langgestreckte Kuppe des Randen erstrahlt noch lange in einem wundervollen Kobaltblau, und eine Weile noch zieht sich das breite Band der Landstraße als lichter Streifen durch die verdunkelte Flur. Nichts Schöneres kenne ich, als bei Einbruch der Finsternis diesem verlöschenden Band zu folgen, wenn keine anderen Töne mehr an meine



Ohren schlagen als die heimlichen Geräusche der nächtlichen Natur. Der Ostwind säuselt im hohen Halm, ein Igel raschelt über den Weg, die Vögel zwitschern leise und schlafbefangen in den Kronen der Bäume, die die Straße säumen. Alles ist Sammlung und Besinnung für den kommenden Tag. Und wenn die zehnte Abendstunde ihren schwarzen Mantel auch über die hohe Randenmauer und das helle Grau der Straße ausgebreitet hat, dann treten die Sternenlichter des hohen Himmels ihre majestätische Herrschaft an, und unter ihrem fremden, kühlen Blitzen schreite ich in seltsamer Loslösung von allen irdischen Nichtigkeiten hinein in einen unendlichen und feierlichen Geistesraum.

